

Universitätsgottesdienst am 1. Advent, 29.11.2020 Marburg
Predigt: Von Macht und Ohnmacht (Prof. Dr. Christl M. Maier)

Liebe Universitätsgemeinde,

Der Predigttext für den ersten Advent ist neu in der Perikopenordnung und daher auch eine Überraschung. Doch gehört seine erste Zeile als Wochenspruch für die erste Woche des Kirchenjahres längst zum Advent (Sacharja 9,9-10):

Juble laut, Tochter Zion, jauchze, Tochter Jerusalem, sieh, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und Geretteter ist er, demütig und auf einem Esel reitend, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin. Ich werde die Streitwagen ausrotten aus Efraim und die Pferde aus Jerusalem, auch der Kriegsbogen wird zerbrochen. Er aber verkündet den Völkern Frieden und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer und vom Strom bis an die Enden der Erde.

Das ist doch eine wahrhaft frohe, adventliche Botschaft, die nicht nur Jerusalem jauchzen lässt, sondern auch uns, die wir auf das Fest der Geburt unseres Retters zugehen – der Friede auf Erden bringt und den Menschen ein Wohlgefallen ist. Wenn wir das nur glauben könnten! Doch euphorische Adventsstimmung will in diesem Jahr nicht aufkommen: in dieser Zeit der pandemiebedingten Isolation, in einem Gottesdienst ohne Singen, mit Masken und Abstand voneinander. Erwarten wir wirklich noch ein stimmungsvolles Weihnachtsfest? Wird uns überhaupt nach Feiern zumute sein, wenn nur der engste Familienkreis zusammenkommen kann? Wie kann ich zur Ruhe kommen, wenn ich ständig fürchte, mich mit Covid-19 anzustecken? Wie kann eine innere Einkehr gelingen, wenn ich seit Wochen ohnehin um mich selbst kreise – aus Mangel an sozialen Kontakten?

Mittenhinein tönen – wie jedes Jahr – dieselben alten biblischen Verheißungen, als wäre nichts geschehen. Die Verheißung vom mächtigen Heiland, der Frieden bringt und uns aus aller Not rettet. Können wir – kann ich der Verheißung von Sach 9 noch trauen? Und überhaupt: was stimmt da eigentlich nicht an diesem so vertrauten Bild: Kommt denn ein Weltenherrscher auf einem Eselsfohlen daher?

Herrscher und Regierende kommen in großen Flugzeugen oder Hubschraubern, sie entsteigen gepanzerten Limousinen oder sechsspännigen Pferdekutschen – umgeben von Bodyguards und Journalisten. Sie fahren vorbei an jubelnden Menschen – und vielleicht an ein paar wenigen, die demonstrieren. Sie lassen stolz ihre Heere und Waffen aufmarschieren, treten auf in prunkvollen Gewändern oder Uniformen voller Orden. Sie lassen sich vor Schlössern fotografieren, auf der Jagd oder – inzwischen ein beliebtes Motiv – auf dem Golfplatz.

Nicht erst auf uns – schon auf die ersten Hörer*innen dieses Textes muss der in Sach 9 beschriebene Aufmarsch wie eine schräge Karikatur gewirkt haben. Denn auch die Herrscher damals zogen auf Streitwagen oder hoch zu Ross in die Städte ein, waffenstarrend und prunkvoll gekleidet, umgeben von Menschen, die vor ihnen in den Staub fielen.

Die Mächtigen *jener alten Welt*, aus der diese Verse stammen, sind die Perser. Ein Weltreich vom Gebiet des heutigen Iran bis nach Ägypten und zur Ägäis regierten sie – ein Reich mit vielen Ethnien und Religionen, das schon zweihundert Jahre lang bestand, als dann der Mazedone Alexander die Weltbühne betritt. Wir kennen das: Mit seiner Flotte und einem riesigen Reiterheer besiegt Alexander die nicht mehr ganz so mächtigen Perser im Jahre 333 und überschreitet den Hellespont.

Der Prophet von Sach 9,1-8 hat genau diesen Siegeszug Alexanders von Nordsyrien nach Palästina und Ägypten im Blick. Er beschreibt diesen Zug aber überraschenderweise als ein

Zerstörungswerk JHWHs. Der Gott Israels betont, dass er, nicht Alexander der Große, Herr der Geschichte ist – und dieses Mal wird er Jerusalem, die Stadt, in der sein Tempel steht und die er als schützenswerte Tochter tituliert, vor dem Untergang bewahren.

Doch der Prophet sieht zugleich den Kontrast: Gott kündigt der Tochter Zion einen König an, der anders ist als die mächtigen Herrscher der Zeit: Der Eselsreiter ist ein Mächtiger ohne eigene Macht und ohne machtvollen Insignien: Er ist das, was die Mächtigen der Welt nicht sind: Er ist gerecht, so heißt es, und das bedeutet im Kontext der Hebräischen Bibel, er ist geradlinig und solidarisch, er tritt für die Schwachen ein. Er ist weder siegreich noch triumphierend, wie das Partizip *עָנָן* gern übersetzt wird, sondern einer, dem selbst geholfen werden muss, der selbst Rettung erfährt. Er ist niedrig und demütig (*אָנָן*), wie die sprichwörtlichen *Anawim*, diejenigen Menschen, die am Rand der Gesellschaft stehen. Nicht er, sondern Gott schafft Frieden, indem er Streitwagen, Pferde und Bogen nicht aufmarschieren lässt, sondern vernichtet. Dieser König ist ohne eigene Macht und ohne Machtgehebe. Er ist von Gott eingesetzt, von Gottes Hilfe umgeben, mit einer Macht, die die Mächtigen der Welt in die Schranken weist und den Schwachen zu Recht und Würde verhilft.

Aus der Sicht des Evangelisten Matthäus – so haben wir es in der Lesung gehört – ist der in Sach 9 angekündigte König natürlich – Jesus von Nazareth. Deshalb lässt auch die Erinnerung Jesus auf dem Eselsfüllen in Jerusalem einziehen – ihn, dessen schmachvollen Tod am Kreuz der Erzähler bereits vor Augen hat. Ihm huldigen die Menschen; ihn begrüßen sie als Messias, den von Gott gesandten König und Retter, der die vordergründigen Erwartungen der Menschen gerade nicht erfüllen wird.

Eine versunkene Welt und eine ferne Geschichte – auf den ersten Blick weit entfernt von unseren Sorgen und Nöten. Wir sind nicht im Krieg, im Gegenteil: Wir leben seit 75 Jahren in Frieden in einem wirtschaftlich starken Land Europas. Aber auch wir kämpfen gerade – gegen ein unsichtbares Virus, das über die Welt hereingebrochen ist. Täglich wird uns verkündet, wie viele Menschen sich neu infizierten und wie viele daran gestorben sind. Wir fühlen uns ohnmächtig, dieser Pandemie ausgeliefert. Wir blicken auf unsere Regierenden, die hektische Aktivitäten entfalten. Täglich beschwören sie uns, die immer restriktiveren Regeln einzuhalten. Sie verweisen auf das Leid der Erkrankten und derer, die sie pflegen, um uns zur Solidarität aufzurufen. Plötzlich werden Wissenschaftler*innen, Experten in Medizin und Epidemiologie, zu Rettergestalten hochstilisiert, ihre täglichen Briefings, Podcasts und Prognosen zu Leitlinien des Handelns. Plötzlich präsentieren sich einzelne Politiker als Retter in der Not, als diejenigen, die angeblich wissen, wo es lang geht. Aber all das Durcheinander von Regelungen, Änderungen, Verlängerungen macht deutlich: Auch Politiker*innen und Ärzte haben nur begrenzte Macht. Sie können Vieles anordnen, erklären, sanktionieren. Aber wenn sie die Menschen nicht überzeugen können, nützt das wenig. Wenn wir, die Bevölkerung, den Regeln nicht folgen, wird die Lage nicht besser.

Wir haben also durchaus Macht, schon als Einzelne, aber gemeinsam noch viel mehr. Und wir, die wir uns hier um die Adventsbotschaft versammeln, werden durch diese Botschaft ermächtigt, Zeichen der Hoffnung zu setzen. Wir wissen, dass menschliche Macht begrenzt ist, dass Herrschende auch nur Menschen sind und wir ihnen deshalb nicht blind vertrauen dürfen. Aus unserem Glauben an den, der selbst aus der Ohnmacht stark wurde, erwächst unsere eigene Kraft.

Was sind das für Zeichen? Und vor allem: Was können *wir tun* in Zeiten der Pandemie? Wir sind zwar ohnmächtig gegenüber dem Virus, aber das heißt nicht, dass wir die Hände in den Schoß legen und einfach nur abwarten. Wir können uns der Isolation und Vereinzelung

entgegenstellen. Nicht, indem wir uns über Abstandsregeln und die Beschränkungen unseres Alltags einfach hinwegsetzen. Wohl aber, indem wir unsere Beziehungen zu anderen Menschen mit anderen Mitteln aufrechterhalten. Eine 82-jährige Mutter, die keinen Besuch bekommen kann, freut sich über einen täglichen Anruf, bei dem sie erzählen darf, wie sie ihren Tag verbracht hat. Einem Nachbarn, der sich nicht mehr aus dem Haus wagt, hilft es, wenn jemand für ihn einkaufen geht. Eine Studentin, die sich im online-Seminar nicht traut, etwas zu sagen, würde vielleicht gern mit einer Kommilitonin per WhatsApp oder FaceTime weiter diskutieren. Die Besitzerin des kleinen Ladens um die Ecke braucht unseren Einkauf, um ihr Geschäft halten zu können. Menschen, die sich in der Pandemie um Kranke und Alte kümmern, hilft es, wenn ihnen jemand andere Arbeit abnimmt. Diejenigen, die in wirtschaftliche Not geraten sind, brauchen unsere Solidarität, nicht nur ideell, sondern auch finanziell. Wer in Quarantäne oder erkrankt ist, freut sich über eine SMS, einen Brief, Anruf oder Blumengruß. Kommunikation auf Abstand ist immer noch besser als gar keine Kommunikation – und eigentlich haben die meisten von uns die technischen Mittel zur Hand, anderen Menschen über Zeit und Raum hinweg zu sagen, dass sie an sie denken. Wir haben die Mittel, diejenigen zu trösten, die derzeit am Verzweifeln sind und nicht weiterwissen. Ich möchte Ihnen vorschlagen, einmal auf die alte Technik des Schreibens mit der Hand zurückzugreifen. Vor Ihnen liegt eine Postkarte, die sie aus diesem Gottesdienst mitnehmen können. Schicken Sie sie an einen Menschen, den sie momentan nicht treffen können, der oder die sich aber sicher über einen Gruß von Ihnen freut.

Wir mögen uns schwach und ohnmächtig fühlen oder auch ärgern, dass es immer noch länger dauert mit der Isolation. Wir können aber der Adventsbotschaft vertrauen, dass Gott an der Seite der Ohnmächtigen und Schwachen steht. Wenn wir auf den schauen, der einst in Jerusalem einzog, auf einem Esel reitend, ohne prunkvolle Kleider, ohne politische Macht, aber mit der Macht des versöhnenden und heilenden Wortes, ausgestattet mit einer göttlichen Kraft, die Grenzen überwindet, die hilft und heilt, die Menschen verbindet – wenn wir auf den schauen, dann finden wir Wege, wo und wie wir in unserem Alltag Isolation, Einsamkeit und Ohnmacht überwinden können.

In einem Brief an die korinthische Gemeinde, die sich gern ihrer geistigen Stärke und materiellen Überlegenheit gerühmt hat, reflektiert der Apostel Paulus über seine Schwächen und Notlagen, über die mangelnde Anerkennung seiner Arbeit in Korinth, und über das sich immer wieder einstellende Gefühl der Ohnmacht. Paulus erinnert sich und die Korinther*innen dabei an ein Wort des Herrn: „Lass dir an meiner Gnade genügen. Denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ (2Kor 12,9).

Lassen wir uns dadurch auch in unserer Lage erinnern an die Treue und Fürsorge Gottes, die nicht nur Jerusalem, nicht nur dem Volk Israel und nicht nur dem Paulus gilt, sondern auch uns. Lassen wir uns erinnern an das nur vordergründig ohnmächtige Geschick Jesu Christi, dessen Ohnmacht Gott selbst in die Kraft zu neuem Leben gewandelt hat. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark“ – so bringt Paulus seine Erfahrungen auf den Punkt angesichts aller Lasten, denen er ausgesetzt war. Lassen wir uns in diesem Sinne erinnern, was Advent bedeutet – eine Zeit der Buße und inneren Einkehr, eine Zeit des Wartens auf die Ankunft des Messias – eines Retters, dessen Kraft nicht von dieser Welt ist, aber unsere Not in Finsternis und Isolation durchdringt.

Vielleicht stellt sich dann klammheimlich doch noch ein Gefühl der Freude ein und wir können wenigstens in Gedanken in das berühmte Adventslied einstimmen: Freut Euch mit der

Tochter Zion, denn unser Herrscher kommt, demütig und unscheinbar auf einem Esel, ein Gerechter und Geretteter.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.

Fürbitten

Gott unseres Lebens, in diesem Gottesdienst wollen wir nicht nur um uns selbst kreisen, sondern Dir auch die Menschen anvertrauen, die uns lieb sind in Nah und Fern.

Und so bitten wir Dich besonders

- für die Ängstlichen und Unsicheren, die sich zurückziehen und niemanden mehr trauen:

Gib Du ihnen Stütze und Halt.

- für die Erschöpften und Verzweifelten, die ihr Leben nicht mehr meistern können:

Lass Sie aufatmen und neue Kraft schöpfen.

- für die Kranken, die mit dem Virus kämpfen:

Heile sie und bewahre sie vor großem Leiden.

Gott unseres Lebens, wir bitten Dich

- für die Menschen, die in dieser Krise andere versorgen und pflegen:

Verleihe ihnen Kraft und Durchhaltevermögen;

- für die Menschen, die in dieser Pandemie Angehörige verloren haben:

Tröste sie und schenke ihnen neuen Lebensmut.

- für die Menschen, die um ihre Existenz bangen und nicht wissen, wie es weitergeht:

Zeigen Ihnen Wege auf, diese schwere Zeit durchzustehen.

Gott unseres Lebens, wir bitten Dich für die Regierenden und die für die Gemeinschaft Verantwortung tragen:

Lass Sie gute Entscheidungen treffen und an die Ohnmächtigen denken.

In der Stille bringen wir all unsere persönlichen Bitten vor Dich ...

Gott unseres Lebens, so wie Menschen damals Deiner Verheißung vertrauten, so vertrauen wir auf dein Wort und deine Hilfe in Jesus Christus.

Lass uns erkennen, was in unserer Macht steht und wo unsere Macht endet.

Begleite uns, unsere Familien und Freunde durch diesen Advent.

Mit Jesus beten wir zu Dir:

Vaterunser